Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 20

Artikel: Eine Gesellschaftsreise nach Aegypten und Nubien

Autor: Kellersberger, Armin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641023

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

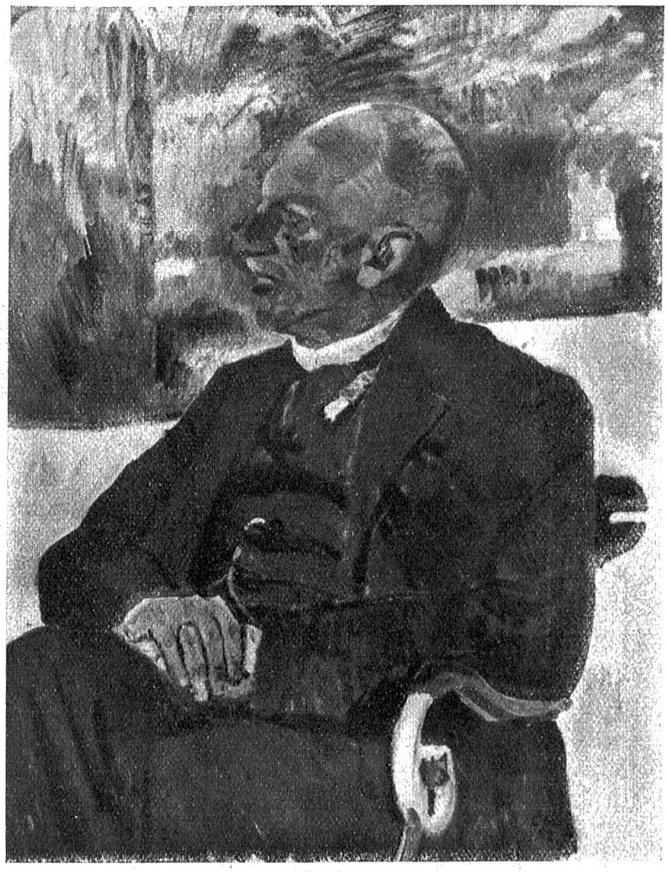
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aber er behauptet auch hier sein künstlerisches Ich, das inzwischen unbeirrt seinen ihm vorgezeichneten Weg gegangen und sein ureigenstes Gebiet gefunden hat: die Farbe. Es hebt bei ihm ein Schwelgen in Farben an, das man als unerhört, als über alle Massen kühn und unnachahmlich empfinden mußte damals, als man es zum erstenmal zu Gesicht bekam. Rasch ging der Maler in seinem Farbenfreudenrausch von den natürlichen Gegebenheiten, wie etwa der blaue Mann in der sattgrünen, mit gelben Löwenzahnblüten dekorativ durchsetzten Wiese sie noch wahrt, über zum „gelben Mädchen", zu der in ein Feuermeer getauchten „roten Obsternte", zur „grünen Frau", zu der „Kartoffelernte", auf der der Acker dunkelblau und die Gestalten ebenso dunkelfarbig und mit helleuchtenden Umrißlinien gemalt sind, zu Farbenkompositionen also, wie sie sich nirgends in der Wirklichkeit nachweisen lassen. Aber nie vergißt der Künstler die den Farben innewohnenden Gesetze, nie wirkt er disharmonisch, nie geschmacklos. Im Gegenteil, seine Bilder erwecken durchwegs die freudige Stimmung, aus der heraus sie entstanden sind.

Und noch eines. Nie vergißt Amiet, daß die Natur die Nährmutter aller Kunst ist. Gleich wie der listereiche Odysseus den Sirenen, so naht er sich dem Farbenvirtuosentum an den Mastbaum der Natur gebunden. Zu sehr wurzelt er in einer bodenständigen Bürgerlichkeit, fühlt er sich verbunden seinem weitgespannten Freundeskreis und seiner geliebten Oschwander Landschaft, als daß er die naturgegebene Körperlichkeit als Gerüst und Gefäß des Seelischen vergessen könnte. Der solide Untergrund all seiner Farbenexperimente ist die nüchterne Sachlichkeit, die schlichte Naturwahrheit. Am augenfälligsten ist das wahrzunehmen in Porträts wie etwa das von seinem hochverdienten Förderer Herrn Oscar Miller oder das seines Malerfreundes Ernst Kreidolf. Hier sitzen die beiden da in ihrer besten Leiblichkeit; kein Jota geht daran verloren, keines ist unnütz hinzugefügt. Aber die Steigerung des Geistigen und Seelischen, die das Endziel des Porträtisten ist und bleiben muß,



Cuno Amiet: Porträt von Oskar Miller (der verdienstvolle Förderer des Malers).

Cuno Amiet: Berner Mädchen (1924).

die hat Amiet mit seinem ureigensten Kunstmittel, mit der Farbe, glänzend zuwege gebracht. Keiner könnte ihm das so leicht nachmachen, keiner dürfte ihm das abschätzen.

Ihm, dem Farbensymphoniker, liegt das Symbolische und Mystische nicht. Wo er Gedankliches formt, etwa im Jungbrunnenzyklus für das Zürcher Kunsthaus oder in den Aula-Fresken im Berner Gymnasium, muß er zu naturgegebenen Formen und Gestalten greifen. Sein Pinsel, mag er gefüllt sein mit dieser oder jener Farbe, er will der Allmutter Natur huldigen. Hier liegt die Erklärung für den Erfolg seiner Bilder. Ein weitgezogener Kreis von Kunstfreunden fühlt ihm nach und kann ihn in seinen Werken verstehen.

Cuno Amiet ist heute wohl der meistgerühmte Schweizerkünstler. Man vergleicht ihn mit Hodler im Hinblick auf seine Zielstrebigkeit und seine vielseitige Originalität. Weitergehende Vergleiche würden den Oschwander Meister selbst nicht erbauen. Sicher aber ist, daß Amiet unsere nationale Kunst um ein herrliches Stück bereichert und daß er darum den Dank des Schweizervolkes verdient hat. Herr Bundesrat Häberlin hat diesen Dank mit der symbolischen Geste des Hutabziehens vor dem verwirrt dasitzenden Künstler abgestattet. Wir applaudieren freudig diese Geste. Möge dem Gefeierten vergönnt sein, die hohen Erwartungen, die wir alle in seine Jugendlichkeit setzen, mit neuen schönen Werken der Kunst zu bestätigen! H. B.

Eine Gesellschaftsreise nach Aegypten und Nubien.

Von Armin Kellersberger, Bern.

Einleitung.

Am 2. März 1927 erfolgte unter der altbewährten Leitung des Herrn Professor Dr. M. Rikli in Zürich mit dem Gotthard-Nachtzug die Abfahrt zu einer mit 32 Teilnehmern

Cuno Amiet: Der Dirigent (1919).

veranstalteten Studienreise durch Aegypten und Nubien. Auf Grund und in Fortsetzung eines anläßlich der 41. Hauptversammlung im Schoße des Verschönerungsvereins der Stadt Bern und Umgebung, am 28. Februar abhin, über diese Reise gehaltenen Lichtbildervortrages, sei gestattet, an dieser Stelle auf die Reiseschilderung zurückzukommen, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der Nilfahrt durch Unternubien.

Unternubien,

der nördliche Teil des „elenden Landes Kosch", wie die alten Aegypter Nubien und das Land südlich davon bis zum heutigen Chartum nannten, liegt zwischen dem 24. und 22. Grad nördlicher Breite und erstreckt sich in einer Länge von 340 Flußkilometer von Assuan bis Wadi-Halfa. Eine Eisenbahn gibt es hier nicht, vielleicht weil England keine zu intime Verbindung zwischen Aegypten und dem Sûdân wünscht.

Vom Nil, der mit 6500 Kilometer Länge der größte Fluß von Afrika und der zweitgrößte der Erde ist (Mississippi 6730 Kilometer, Rhein 1320 Kilometer) entfallen auf Aegypten von der Nilmündung bei Rosette bis Assuan 1205 und bis Wadi-Halfa 1545 Flußkilometer. Politisch gehört Nubien, das Land der Berberiner (arab. berberi, Plural barâbra) bis gegen Faras zu Aegypten, und zwar zur Mudirije Assuan, in der es den Kreis Derr bildet. Obernubien mit dem Südende von Unternubien (ab Faras) gilt seit 1898 als ein Teil des englisch-ägyptischen Sûdâns. Unternubien weist nach der Volkszählung von 1897 eine Bevölkerung von 96,500 Seelen auf, während ganz Aegypten 13 Millionen zählt, d. i. 410 auf 1 Quadratkilometer des ägyptischen Siedlungsgebietes außer den Wüsten. Die Goldminen in der nubisch-arabischen Wüste, welche dem Land unter den Pharaonen den Namen Nub (d. h. Goldland) verschafften, sind längst erschöpft und vergessen. Von der einstmaligen Pracht und Herrlichkeit, der hohen Kultur und den engen Beziehungen zwischen Aegypten und Unternubien, durch das den Aegyptern die Erzeugnisse des Sûdâns und auch der Weihrauch zugeführt wurden, zeugen aber jetzt noch zahlreiche Tempelruinen aus dem Zeitalter der altägyptischen Könige, sowie der Ptolemäer und der römischen Imperatoren, die dem ägyptischen Kultus in ausgedehntem Maß huldigten. Selbst dann noch, als unter der 21. Dynastie, ca. 1100 Jahre vor Chr., die Macht Aegyptens erlahmte, blieb Nubiens Kultur ägyptisch, seine von der Priesterschaft abhängigen Könige glaubten sogar, die wahren Hüter der ägyptischen Religion und die rechtmäßigen Herrscher Aegyptens zu sein. Ihre Herrschaft war jedoch von kurzer Dauer. Was aber — gleich der Keimkraft der Weizenkörner aus Mumiengräbern, die vielfach zu vollen Aehren gezogen werden — die Jahrtausende überdauerte, das war die Kultur Aegyptens und seine Religion: die Verehrung der Sonne als Quelle allen Lichtes und Lebens, wie sie in den drei göttlichen Gestalten Osiris, Horus und Isis als Dreieinigkeit dem Menschen sich offenbarte. Die Vorstellung der Dreieinigkeit, d. h. die Verbindung von drei göttlichen Wesen zu einer Einheit, liegt ja auch der christlichen Religion zu Grunde und erscheint dort in den zahlreichsten symbolischen Formen, unter anderm als 3 Fische, 3 Hasen usw. Wir erinnern z. B. an die drei „Gotteshasen" auf der 1529 erstellten Decke der Kirche in Lauenen, wobei nur drei Ohren zur Darstellung kamen, die ein gleichseitiges Dreieck, ein in der christlichen Kirche allgemein verwendetes Symbol der Dreifaltigkeit, umschließen. (Vergleiche darüber Paul Sarasin: Helios und Keraunos oder Gott und Geist, 1924 Innsbruck.)

Die in der ägyptischen Religion enthaltenen monotheistischen Ideen, sowie die Lehre von der Erlösung, fielen bei dem durch ägyptische Gesittung und Frömmigkeit vorbereiteten, für eine Religion der Bedrückten und Armen empfänglichen Volke auf fruchtbaren Boden. Nachdem im IV. Jahrhundert das Christentum in Philae seinen Einzug gehalten hatte, waren auch die Nubier bald bekehrt, und aus den ägyptischen Tempeln wurden koptische Kirchen. Aber schon 640 nach Chr. fiel mit Aegypten auch das obere Niltal in die Hände der Mohammedaner und das Christentum erlag allmählich dem unduldsamen, für alle Zeiten im Korân verankerten Fanatismus des Islâms.

Gleichwohl kann unsere Fahrt durch Unternubien unbesorgt von jedermann mitgemacht werden, der über so viel christliche Geduld und eine so gute Leibesbeschaffenheit verfügt, als — nach einem alten Reisehandbuch — von einem ordentlichen Passagier verlangt werden darf. Die Reise auf den träg fließenden, aber in unerhörtem Maß alles Leben beherrschenden Wassern des Nils, der einzigen Zufahrtsstraße zu Nubien, kann in Gedanken mit umso ungemischteren Gefühlen gewagt werden, als es in dem ruhig und gleichmäßig dahinfahrenden, breiten Raddampfer ohne jene spukkigen Intermezzi abgeht, die bei starkem Wellengang dem Wohlbehagen der Passagiere oft ein so rasches Ende bereiten.

Meerfahrt.

In dieser Hinsicht waren wir auf der „Esperia", dem vortrefflich eingerichteten und bewirtschafteten Dampfer der Sitmarlinie, der uns nach einem Spaziergang durch die Superba Genova und nach einem kurzen Aufenthalt in Neapel und vor Syrakus in flottem Tempo nach Alexandrien führte, übler daran.

Die Mehrzahl der Reisenden wurde seekrank. Auch ich ging „tra la perduta gente" tröstete mich aber damit, daß

dieser widerwärtige Zustand schon die stärksten Helden niederwarf, ohne ihnen ernstliche Gefahr zu bringen. Das soll von jeher so gewesen sein, und bald sollten wir es in Hieroglyphen mit den zum bessern Verständnis angehängten Deutzeichen des speienden Mundes schriftlich bekommen, daß man es schon vor mehreren tausend Jahren in ähnlicher Lage auch nicht besser hatte.

Am 6. März nähern wir uns der Insel Kreta, die uns Europas Abschiedsgruß entbietet, während ihr schneebedecktes Hochgebirge noch lang in Sicht bleibt.

Wir haben diesem Gruß um so mehr Verständnis und Sympathie entgegengebracht, als unser Reiseleiter, der die Minosinsel wiederholt bereist hat, uns seine Erfahrungen über Land und Leute anschaulich schilderte. Dabei suchte er den Kretern gerecht zu werden, deren Jahrhunderte alter, zweifelhafter Ruf größtenteils auf Nachreden zurückzuführen sei, die sich nach Art der Thurgauergeschichtchen auf nichts Triftigeres stützen als auf von Mund zu Mund weiter wuchernde, schlechte Witze. Wie unwiderstehlich der größtenteils erdichtete Ruf der Kreter zu weitern Dichtungen verlockte, mag die Tatsache beweisen, daß vor Jahren der Name eines hervorragenden Eidgenossen herhalten mußte zu einem Reim mit dem Schluß: „Nach Kreta nimm kein Bill(i)et."

Alexandrien = Kairo = Luksor = Assuan = Shellal.

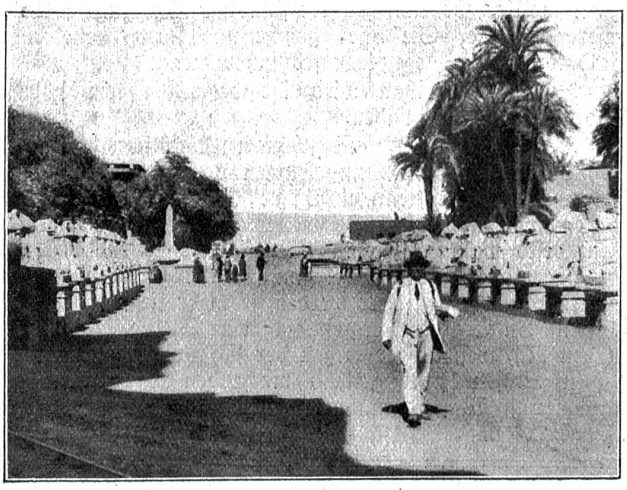
Unserer Tributpflicht an das Meer hatten wir längst Genüge geleistet und konnten der sanitäts-polizeilichen Kontrolle unseres Gesundheitszustandes ruhig entgegensehen, als wir am 7. März um 9 Uhr morgens in Alexandrien eintrafen.

Auf dem festen Boden, den wir nach dem Ausschiffen wieder unter die Füße bekamen, fühlten wir uns nach Erledigung der Paß- und Zollformalitäten umso wohler und sicherer, als eine große Anzahl Landsleute sich zur Begrüßung am Hafen eingefunden hatte. Da mit jeder Woche die Temperatur im Süden zunimmt, und der Nil im Sinken begriffen ist, war trotz des heimeligen Empfanges an kein langes Verweilen in Alexandrien zu denken, die Reise nach Oberägypten mußte vielmehr möglichst bald erfolgen. Immerhin verließen wir Alexandrien erst um 12 Uhr des nächsten Tages, nachdem wir den Nachmittag zu einer Autofahrt nach Rosette benützt hatten. Im 70 Kilometertempo jagten wir von Alexandrien nach Rosette und zurück, wobei uns in schnellem und buntem Wechsel eine Fülle von landschaftlich schönen Eindrücken und von Erinnerungen an vergangene Zeiten erfreute, nicht zuletzt die Erinnerung an den im Jahre 1799 aufgefundenen Stein von Rosette, dem die Entzifferung der Hieroglyphen zu verdanken ist, obschon ihm eine Ecke fehlt. Die stille Hoffnung, durch einen glücklichen Zufall diese Ecke aufzustöbern, wollte sich zwar nicht erfüllen, dagegen hätten wir als Jagdtrophäe beinahe ein Kamel heimgebracht. Statt auszuweichen, glaubte dieses Tier mit Knurren und Brummen gegen die Autoraserei demonstrieren zu müssen, bis es von einem der Kilometerfresser überrannt wurde.

„Die Eile ist des Teufels", sagt der Araber, denn alle Hatz, alles aufgeregte Wesen, wodurch der Europäer so oft die Sympathie des Eingeborenen verscherzt, sind ihm verhaßt. Zum Teufel wünschte der Kamelführer denn auch die modernen Eilwagen — wahrscheinlich ohne im entferntesten daran zu denken, welche Rolle seine fatalistische Lebenseinstellung, die ihn die Gefahren der verkehrsreichen Straße mißachten ließ, beim Unfall des freilaufenden Tieres gespielt hatte.

Den Abend verbrachten wir im Schweizerklub, in seinem schönen Heim im Europäerviertel Ramleh, das dem Opferwillen angesehener Mitbürger seine Existenz verdankt. Bei diesem Anlaß feierte Herr Pfarrer Mojon, der uns während der dortigen Aufenthalte mit Rat und Tat stets getreulich zur Seite stand, den Zusammenhang der Schweiz mit ihren Söhnen in Alexandrien, und unser Reiseleiter, Herr Professor Dr. M. Rikli, hielt einen mit großem Beifall aufgenommenen Lichtbildervortrag über seine Reiseerlebnisse auf der Insel Kreta.

Dieses Zusammensein mit Landsleuten in Alexandrien wird zu unsern schönsten Reiseerinnerungen zählen, brachte es uns doch von neuem zum Bewußtsein, welch' unlöslich Band das Vaterland und seine Kinder umschlingt, wo in der Welt sie auch immer sein mögen.



Theben. – Vor dem Amontempel zu Karnak.
Vom Nil zum Tempeleingang führende Allee von Sphinxen, die hier im alten Theben, der Verehrungsstätte des Amon, dem der Widder heilig war, Widderköpfe tragen.

Ueber unsern Aufenthalt in Kairo, der größten Stadt Afrikas, wo wir uns auf der Hinreise nach Oberägypten am 8. März für einige Stunden aufhielten, und wo wir von Vertretern der Schweizerkolonie mit einem herzlichen „Auf Wiedersehn bei der Rückkehr" begrüßt wurden, sowie über unsern Aufenthalt in Luksor, das wir nach einer zwölfstündigen Nachtfahrt im Expreßzug am 9. März morgens 7 Uhr — Mittelholzer flog die 650 Kilometer Kairo—Luksor in 3 Stunden 55 Minuten — erreichten, werde ich Ihnen gelegentlich später berichten.

Um viel schöne Erlebnisse bereichert, zu denen namentlich auch der heimelige Empfang gehört, der uns in den Hotels in Luksor zuteil wurde, verließen wir nach viertägigem Aufenthalt die Stätte des alten Theben. So überwältigend die Eindrücke sind, die wir mitnahmen aus der „hunderttorigen" Hauptstadt des alten Aegyptens, bleibt doch daneben unvergessen, was für fröhliche, durch Heimatklänge und „ganzonische" Gesänge verschönte Stunden wir unter dem gastlichen Dach, im trauten Familienkreis unserer Landsleute verleben durften.

„Niemals wird die liebe Familie Badrutt
Treffen das Schicksal der Hatschepsut",

denn unauslöschlich haben wir unsere Hieroglyphen zum Zeichen der Dankbarkeit in die Hotelchronik eingetragen, bevor wir mit der einspurigen Nebenbahn von Luksor nach Assuan und von dort, am Zeltlager der Bischârin-Beduinen vorbei, durch die Wüste, nach Shellal weiter reisten.

Dort geht es sofort an Bord der „Thebes". So heißt der uns zur Verfügung stehende schmucke Dampfer, der uns unter schweizerischer Flagge in sorglosem, von keinem Wölklein getrübtem Reisegenuß in die Aequatorialzone, bis dorthin führt, wo seit ewiger Zeit in unwandelbarer Pracht und Herrlichkeit das „südliche Kreuz" am nächtlichen Sternenhimmel erglänzt, wo nach keinem Geringern als nach Dante selbst der Himmel sich ob dem Gefunkel der vier Sterne zu freuen scheint: — e vidi quattro stelle

Non viste mai fuor che alla prima gente.
Goder pareva il ciel di lor fiammelle. Purg.

Nur zweimal während der ganzen Fahrt sah es aus, wie wenn es in Aegypten Wolken gäbe. Einmal, als für kurze Zeit ein Sandsturm tobte und mit dichten Staubwolken die Sonne verfinsterte. Ein andermal — und da waren wir tatsächlich wie aus den Wolken gefallen — als ein als Gast auf unserm Dampfer mitfahrender Amerikaner die mit dem weißen Kreuz im roten Feld stolz vom Schiffsbord wehende Flagge zugunsten des Sternenbanners herunter holen wollte. Es kam selbstverständlich nicht zum Streichen unserer Flagge. Sie blieb gehißt und flatterte neben der Halbmondflagge Aegyptens fröhlich weiter.

Bruder Jonathan wird ihr deswegen kein schlechtes Andenken bewahrt haben.

Bald lassen wir, mit schönem Rückblick auf die tief im Wasser stehenden Tempelruinen von Philae und die Felsen der Kataraktenin sel Bige, den Umschlageplatz von Shellal hinter uns. Je weiter wir stromaufwärts kommen, desto wasserreicher und seeartiger wird der Nil, ganz im Gegensatz zu unsern Flüssen, die durch Aufnahme von andern Gewässern größer werden, je mehr sie sich dem Meer nähern. In Aegypten ergießt sich keine Quelle, kein Bächlein in den Nil, weßhalb er wegen der sich zwischen den glühend heißen Wüsten stark geltend machenden Verdunstung und infolge von Wasserentnahme weiter unten immer mehr abnimmt. (Fortsetzung folgt.)

Ein Brief ins Blaue.

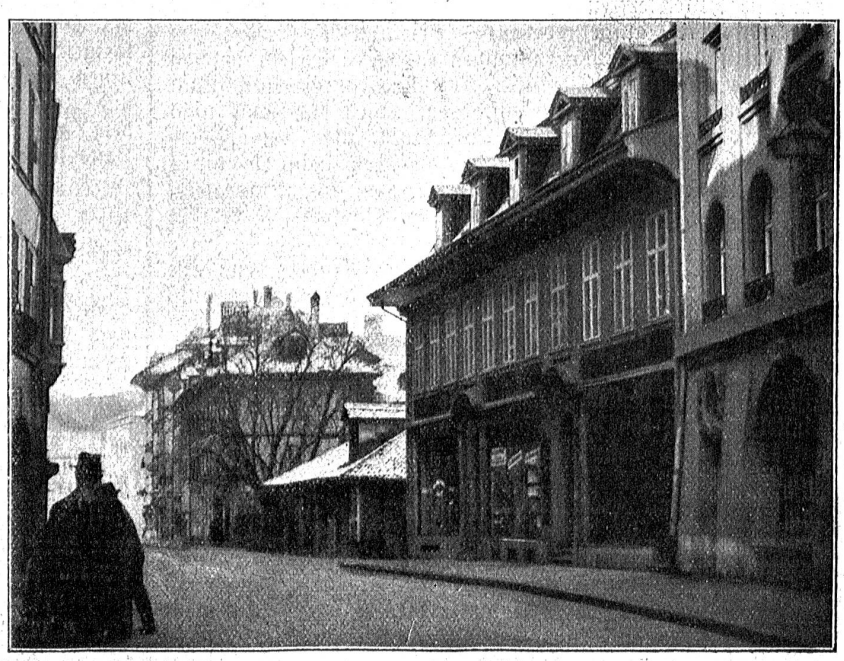
Von Wilhelmine Baltinester.

Dorothea Engler saß in der kleinen Stadt, Jahr für Jahr. Sie hatte Arbeit, und sie konnte davon leben, und es waren Sonntage da, müde, leere, ohne Freunde und ohne Freude. Jeder Tag war wie der andere, und keiner war sonderlich frisch und schön. Man konnte nicht sagen, daß Dorothea Engler häßlich war. Aber sie fand doch nicht „den Richtigen". Oder er sie nicht, was eigentlich ganz dasselbe und immer traurig ist. — Eines Abends, das Herz brennend vor Leere, setzte sich diese Frau, die in ihrem Leben nichts Seltsames, nichts Besonderes gewagt oder getan hatte, vor einen Briefbogen und schrieb einen Brief, den echtesten und besten, den sie in den dreißig Jahren ihres Daseins geschrieben, gefühlt und erdacht hatte. Sie nahm jedes Wort aus ihrem Herzen. Der Brief sprach von ihrem Leben, von ihrem Alleinsein, von ihrer Sehnsucht, und ein ganz kleines Schimmern von Hoffnung war darin. Hoffnung ist der Luxus der Armen. Sie hatte nie besonders schön oder fließend geschrieben. Heute war jedes Wort am rechten Platze, sie schrieb in traumhafter Verzückung, und sie schrieb gut. — Dann war der Brief zu Ende, der letzte Punkt gesetzt. Es blieb nichts zu tun, als die Adresse zu schreiben. An wen? Das war das Schmerzliche. Wem sollte eine Frau aus ihrer wehen Einsamkeit diesen Brief senden? Dorothea saß eine Weile und grübelte in das Licht ihrer Lampe hinein. Sie kannte keine einzige Stadt, außer ihrer Vaterstadt, aus der sie nie herausgekommen war. Aber ihr war irgendein Berliner Straßenname im Gedächtnis, ein hübscher, klingender, angenehmer. Sie schrieb einen Familiennamen, den viele Leute haben: „Herrn Müller", und dann: „Berlin" und den hübschen Straßennamen und die Hausnummer drei, weil Nummer drei eine gute Nummer, eine Glücksnummer ist. Noch am selben Abend ging sie aus und warf den Brief in den Postkasten. Eine Weile lang blieb sie neben dem Postkasten, der so viele Schicksale schluckt, auf der dunklen Straße stehen, blickte zum Nachthimmel auf, atmete tief auf und ging ins Haus zurück, die Treppe hinauf zu ihrer Einsamkeit. — Der Brief kam nicht zurück, obwohl sie den Absender vermerkt hatte. Ein Brief kann in Verlust geraten, kann ein Schicksal verändern, kann ein Menschenleben aufbauen oder niederreißen. Eines Tages, als sie aus dem Bureau kam, lag etwas Weißes, Schimmerndes im Türbriefkasten, der jahrelang leer gewesen war. Das Schloß war rostig, und sie hatte Mühe, es aufzubringen. Mit zitternden Händen nahm sie den Brief heraus. Absender: Peter Müller, Berlin, ...straße 3. Da war er! Noch hielt sie ihn zweifelnd in der Hand. Ein guter Brief? Eine scherzhafte, verletzende Antwort vielleicht? Etwa so: „Ich bin verheiratet und bedaure aufrichtig, für Ihr Herz keine Verwendung zu haben." — Sie schämte sich ihres Briefes. Was man in einer wehen, dunkeln Stunde schreibt, kann man, nüchtern geworden, nicht immer verantworten. Langsam öffnete sie den Brief. Warme, gute Worte kamen vor ihre Augen. Ein Mensch, einsam wie sie selbst. Ein Mensch, der die Hand, die sich ihm aus der großen Welt entgegenstreckte, dankbar nahm. Am Sonntag wollte er kommen. Wie ein Gebetbuch hielt Dorothea Engler den Brief, der ihrer großen Einsamkeit ein Ende machte. — Er brachte Glück, der Brief ins Blaue. Dorothea Engler und Peter Müller haben den Brief ins Blaue und die Antwort darauf nie bereut.

Der Ryfflihof mit dem Savoy-Hotel und die Modernisierung der Neuengasse in Bern.*)

So ganz neu und jung, wie der Name vermuten ließe, ist die Neuengasse auch nicht mehr, aber zu den eigentlichen historischen Gassen des alten Berns gehört sie doch auch nicht. Ihren heutigen Namen hat sie vielleicht zum Andenken an das ganze Quartier, in dem sie sich befindet, erhalten. Im alten Bern hieß nämlich der Stadtteil zwischen Käfig- und Christoffelturm die „Neue Neuenstadt" oder auch die „ußre neuenstat". Die heutige Neuengasse aber hieß zu jener Zeit die „Bubengasse" und war unbedingt nur ein bedeutungsloses Seitengäßchen. Da aber dieser

*) Die historischen Daten stammen aus Ed. von Rodt's Bernischer Stadtgeschichte.



Ansicht der Neuengasse mit den Feuerwehrmagazinen usw., an deren Stelle nun der Ryfflihof steht.